

Mach die Krankheit zu deiner Waffe

Veröffentlicht am 01.10.2018 | Lesedauer: 4 Minuten

Von Leonie Bartsch

Zwischen Gänsehaut und Borderline: In Berlin diskutieren Künstler und Wissenschaftler über den Zusammenhang von Neurologie, Krankheit und Kunst

Künstler bezeichnen sich als sogenannte Mental-Health-Aktivisten. Auf Kayne Wests aktuellem Album „Ye“ rankt der Schriftzug „Ich hasse es/ bipolar zu sein/ ist fantastisch“. Der digitale Jugendkanal „funk“, eine Kooperation zwischen ZDF und ARD, nennt gleich eine ganze Formatreihe „Borderline (<https://www.welt.de/themen/borderline-syndrom/>)“. Und unter dem Namen Soundcloud-Rap hat sich ein neues Hip-Hop-Genre gebildet, von jungen Männern, die primär über Drogen und Traurigkeit rappen. Sind psychische Krankheiten etwa zur modischen Selbstmystifizierung geworden? Und wie spielen Kunst und Wissenschaft hier zusammen?

Fragen wie diese diskutierten Künstlerinnen und Wissenschaftler auf der Veranstaltung „Borderlands“. Eingetaucht in das rote Licht des Saales in der Berliner Volksbühne vermischten sich hier neurowissenschaftliche Vorträge und poetische Lesungen, Expertise und Musik. Filmschaffende, Kunstexperten, Psychologen und Soziologen kamen hier anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Association of Neuroesthetics, der AoN-Plattform, aus aller Welt zusammen.

Die internationale Association of Neuroesthetics, gegründet vom Berliner Neurochirurgen Alexander Abbushi, hebt die Trennung von Kunst und Neurowissenschaften auf, um der sogenannten Neuroästhetik eine Plattform zu bieten. Über Neuroästhetik gibt es bisher relativ wenig Forschungsergebnisse. Mittels wissenschaftlicher Experimente und dem Wissen aus der Hirnforschung versucht die Disziplin zu erklären, warum wir beispielsweise auf Gemälde oder Gedichte emotional reagieren.

Dabei werden die neurobiologischen Grundlagen von Kreativität, Ästhetik und Kunstwahrnehmung mit Gefühlszuständen wie Hass und Liebe oder dem Empfinden von Schönheit in Verbindung gesetzt. Mit Forschungsergebnissen im Feld der Künste und Geisteswissenschaften können so bestimmte Gehirnfunktionen verstanden werden. „Gleichzeitig soll aber auch die Kunst – mit ihrer Mehrdeutigkeit – der Wissenschaft Anregung geben“, sagt die Kuratorin Elena Agudio, die gemeinsam mit dem Wissenschaftler Joerg Fingerhut „Borderlands“ initiiert hat.

Eins der Experimente stellt der Psychologe Eugen Wassiliwizky vor. In einer Gedichtstudie hat Wassiliwizky die emotionale Auswirkung von poetischer Sprache auf seine Probanden getestet. Dazu

zeichnete er neben dem Hautleitwert und der Herzfrequenz auch die Aktivität der Gesichtsmuskeln und Gehirnaktivität auf. Außerdem maß er mit einer selbst entwickelten Kamera das Auftreten von Gänsehaut an bestimmten Körperstellen während des Gedichtvortrags.

Sein Ergebnis: Klassische Gedichte mit poetischen Metren und einer inhaltlichen Zuspitzung lösen im Durchschnitt mehr Gänsehaut aus als Gegenwartslyrik. Ein zeitgenössisches Gedicht wiederum kann eine einzelne Person mit großer emotionaler Wucht treffen, während es jemand anderen völlig gleichgültig lässt.

Auch andersherum, auf künstlerischer Seite, wird die Verbindung von Neurowissenschaft und Kunst immer deutlicher. „Krankheit in eine Waffe verwandeln“ lautete der Titel einer Podiumsdiskussion. Wie sollte man künstlerisch mit einer psychischen Erkrankung umgehen? Vor allem in den sozialen Netzwerken wählen viele Künstler den offenen Umgang, ja die künstlerisch-experimentelle Verarbeitung. Auf Instagram finden sich offene Projekte mit Hashtags wie „#faceofdepression“, die Menschen dazu bestärken, ganz offen über ihre psychische Krankheit zu sprechen.

Die Fotokünstlerin Tara Wray hat die Plattform „Too Tired for Sunshine“ gegründet, eine Art der digitalen Gruppentherapie. Einige ihrer besten Arbeiten hat Wray in einem Fotoband herausgebracht. Als „zu erschöpft für Sonnenschein“ beschreibt sie die Krankheitsphasen und drückt sie mit den skurrilsten Motiven aus. Der erschöpfte Hund (<https://www.welt.de/themen/hunde/>) auf der Terrasse, bei dem die Maulwinkel herabhängen und ihm so einen grimmigen Ausdruck verleihen. Zwei Donuts im Supermarkt, wobei einer von der Glashaube zerquetscht wird. Es sind banale Szenen, sie stehen stellvertretend für einen Zustand.

Auch die Dichterin Sirka hat ihre Erkrankung an Depressionen (<https://www.welt.de/themen/depression/>) und Anorexie (<https://www.welt.de/themen/magersucht/>) auf ihrem Instagram-Kanal „fredminuserika“ in „eine Waffe“ verwandelt. Sie schreibt dort ihre Alltagsbeobachtungen aus der Klinik auf, das von ihr erfundene „#hospitaldiary“ – ein Kliniktagebuch. Mit kurzen Anekdoten, mehr als 2000 Fotos und schwarzem Humor gelingt ihr eine ästhetische Verarbeitung der Erschöpfung. „Ich habe nach einem Ventil gesucht, meine Gefühle und Erfahrungen zu teilen“, sagt Sirka, „und das hat recht schnell viel Zuspruch gefunden. Menschen haben mir geschrieben, dass sie sich jetzt auch für einen Aufenthalt entschieden haben, weil ich ihnen mit meinen Einträgen etwas Angst nehmen konnte.“

Gefährlich wird es jedoch, wenn durch das künstlerische Ausleben ein Umfeld entsteht, das psychische Krankheiten als trendbewusste Selbstmystifizierung verformt. Nimmt man die Erkrankung als Teil seines Wesens an, normalisiert man diesen Zustand und erschwert eine Heilung. Genau davor warnte die Psychiaterin Ana Gómez-Carrillo. Sie betonte die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen

Entstigmatisierung, gleichzeitig sollte man seine Krankheit und ihre künstlerische Verarbeitung nur insofern als „Waffe“ benutzen, um aus ihr herauszukommen. „Alles andere ist gefährliche Romantisierung“, so Gómez-Carrillo.

© Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/181721506>